

Die Rache des Lappen.

Von Maria Ried-Mueller.

Die gelbliche Mittwinterform war hinter das frostweiche Gebüsch gekrochen. Und die maitrotten Wollen, die sie vorher umlagert hatten, färbten die Baumwipfel und den Schornstein der Anstieblerhütte auf der Gastreute mit einem schwachen Schein, wie von einer fernem, erlöschenden Feuerbrunst.

Aus den Weiten jenseits des Waldes vernahm man das langgezogene Heulen eines hungrigen Wolfes.

Der Mann, der drinnen in der Scheuer stand und Holz hieb, trat in die Türöffnung und lauschte. Das Heulen währte noch immer, kam aber nun aus noch weiterer Ferne — oder vielleicht waren ihrer mehrere, die Gesellschaft suchten, um sich desto sicherer in einem willkommenen Renntier eine gute Mahlzeit verschaffen zu können.

Gegen diese Art Jagd hatte übrigens Jon Källson, der Anstiebler auf der Gastreute, nichts einzuwenden. Und schadenfroh blickte es in seinen Augen auf, als er dort stand und lauschte. Denn er haßte die Lappländer und ihr Klauenvieh, das gieriger als der Frost über seine mühsam bearbeiteten Reubrücke herfiel und die jungen Bäume in seinem armseligen Stüchden Wald niederbrach.

Das Heulen hörte auf, und Jon kehrte zu seinem Holzstoß zurück und ließ seine Gedanken den Weg fortsetzen, den sie bei der Erinnerung an diese seine Feinde fast stets nahmen. . . . aufregende, böse Gedanken im ständigen Kreislauf um die fünf Jahre hier oben im Oedland — und um das, was ihn hergetrieben hatte.

Jon Källson war ein Bauernsohn aus Hälsinge. Verwegen und starrköpfig, behagte es ihm nicht, dahim auf den allen, abgetretenen Bauernpfaden hinter dem Fiskus herzugehen. Er versuchte alles Mögliche, in Amerika sowohl wie in der Heimat. Und als er schließlich unter die Eisenbahnarbeiter oben in den Lappmarken ging, geschah das, was ihm das Schandmal aufprägte: Er wurde der Teilnahme an einem Mord angeklagt und trotz seines Leugnens verurteilt. Auch nachdem er die Strafe verbüßt hatte, bestritt er nach wie vor seine Schuld, konnte aber nicht dazu gebracht werden, den Täter zu nennen. . . . Denn die Vertreter des Gesetzes solche Fesseln sind, so mögen Mörder und Schelme frei unter ihnen umherlaufen, sagte Jon. Er war während der Gefängniszeit noch starrköpfiger geworden und bitter dazu. Getrieben von Verachtung und Mißtrauen gegen die Beweggründe der Menschen, erwartete er sich, fern von ihnen, gleich nach seiner Freilassung weit oben im Oedland Boden und Heimatsrecht.

Die Frau, die er dort oben mitnahm, war auch die einzige, die unter diesen Bedingungen zu ihm paßte. Streden-Elin wurde sie genannt, weil sie bald als Wäscherin, bald als Köchin den Bahnarbeitern zu folgen pflegte. Und sie genoss das zweifelhafte Ansehen, das solchen weiblichen Jungvögeln gewöhnlich zuteil wird. Da ihr Ruf auch nicht besser werden wollte, als sie sich in dem Dorf fest niederließ und Arbeitstreude und guten Willen zeigte, ging sie nicht ungern auf Jon Källsons Vorschlag ein, mit ihm gemeinsam den Menschen den Rücken zu kehren und seine Frau zu werden. Was ihren Ruf betraf, hatte keiner von beiden Ursache, auf den anderen herabzublicken. Daß auch sie von harter Art war und durchaus nicht empfindsam, das war ihm gerade recht.

So waren sie im großen ganzen mit ihrer gegenseitigen Wahl und anfangs auch mit der des Wildnislebens zufrieden. Sie hatten sich nicht mehr vor verachtenden und mißtrauischen Menschen zu schützen und sich gegen keine andere Gefahr zu wehren als gegen die Tiere der Wildnis, besonders gegen die frei umherirrenden Renntiere, die ihre Besitzler, die Lappen, nicht von fremdem Boden fernzubehalten vermochten.

Einen fast instinktiven Groll haßte Jon von Anfang an gegen dieses leicht hemmliche, lautlos umherstreichende Vergnügen mit seiner unverständlichen Sprache, seiner gäben Ausdauer und seiner Sorglosigkeit. Auch tückisch fand er diese Kerle, und mit wachsender Wut bemerkte er, daß seine Frau sie immer eifriger verteidigte und ihre sich hier und da wiederholenden Besuche in der Hütte recht gern sah. Obwohl sie doch sicher nicht anderes beabsichtigte als zu spionieren. Denn Jon hatte im vorigen Jahre einmal ein Renntier erschossen, das er in dem jungen Horn auf seinem einzigen Stüchden Acker beim Weiden überrascht hatte. Und seitdem war er auch hier ein Verdächtiger, wenngleich er hinterher wegen seiner Hebereiung Reue und Scham empfunden und eine Entschädigung geboten hatte.

So hatte sich allmählich sein Groll zu immer grimmigerem Haß ausgewachsen. Er hatte das Leben der Wildnis gewählt, um fortzukommen von all der Ungerechtigkeit und Bosheit der Men-

schen, um Frieden zu finden — statt dessen wurde er auch hier binnen kurzem von der gleichen Verdammnis erkräft und litt die Qualen des Unfriedens mit sich selbst und mit den wenigen lebenden Menschen, die sich hier in weitem Umkreis befanden.

An all das dachte Jon Källson, während seine Art mit hastigen Schlägen das Holz spaltete, daß die Stüde nur so flogen. Immer wütender heßte er sich hinein in diese nutz- und ziellosen Gedanken und merkte nicht einmal, daß die Dämmerung sich wieder in eine Art leuchtenden Tages verwandelt hatte, mit einem Schwefelglanz unter einem glimmenden Rot, wie von steigenden und sinkenden Flammen. Während die Kälte immer schärfer wurde und das Nordlicht einen leise knisternden Laut gab.

Auch nicht den Ruf seiner Frau zum Abendessen hörte er, bis sie ganz nahe vor der Holzscheuer stand.

„Bist Du denn taub geworden, Mensch? Oder willst Du, daß der Drei in dem Topf eintrocknet?“ fragt sie kurz, doch nicht unfreundlich. Das regelmäßig doch grob geschnittene Oval ihres Gesichts ist umgeben von dichtem, rotblondem Haar. Ihre einzige Schönheit, die ungewöhnlich weiße und wohlerhaltene Haut, wirkt in dem wechselnden Schein des Nordlichts gerabegut blendend.

Der Mann hat vielleicht die Absicht, ihr zu antworten, kommt aber nicht dazu, denn in demselben Augenblick vernimmt er den Laut von knisternden Zweigen, und aus dem Gebüsch stürzt in rasender Eile ein prächtiges junges Renntier, springt über den halb verfallenen Zaun und läuft gerade auf ihr Gehöß zu. Hinter ihm her drei Graubüne nacheinander, die Zungen wie rote Lappen aus dem offenen, vor schraubender Lüsterheit geifernden Mäulern.

Es ist für den Anstiebler das Werk eines Augenblicks, dem ersten Wolk mit der Art das Rückgrat zu brechen, als er gerade in blinder Eile vorüber will, um in die nun so verlockend nahe Reute die Jähne einzuhauen. Der zweite weicht durch einen Rud einem neuen Arthies aus und flieht zugleich mit dem dritten Gefährten unter wütendem Geheul nach dem entschlipften Lederbissen zurück in den Wald.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Henry Ford.

Der amerikanische Automobilfabrikant Henry Ford, der von den Vereinigten Staaten ausgereicht ist, um in Europa für den Frieden zu wirken, wird in manchen Blättern mit viel Spott überzogen. Sein Verfahren mag ein eigentümliches sein; aber seine Absicht ist eine sehr vernünftige. Schon einmal hat Herr Ford die Wut und den Spott der nationalistisch-kapitalistischen Presse beider Hemisphären herausgefordert, als er vor etwa zwei Jahren Ansichten äußerte, die für einen Kapitalisten sehr vernünftig waren und diese seine Ansichten in seinen Fabriken durchführte.

Er sagte damals: „Keiner meiner 22 000 Arbeiter und Angestellten wird von jetzt ab weniger als 5 Dollar im Tage verdienen. Ich halte darauf, daß der Arbeiter, selbst der bescheidenste, selbst der einfache Ausfuhrer in meinen Fabriken, der mir jeden Tag seine acht Stunden Arbeit leistet, das Recht auf einen Mindestlohn von 5 Dollar hat. Das ist ein Grundgesetz der sozialen Gerechtigkeit!“

Ford hat, um diese seine Ansicht zu verwirklichen, seinen Geschäftsgewinn mit seinen Arbeitern geteilt. Im Jahre 1913 betrug die zur Verteilung gelangte Summe 10 Millionen Dollar. „Ich bin überzeugt“, sagte damals Ford zu den Vertretern der amerikanischen Presse, „daß in kurzer Zeit die anderen Unternehmungen meinem Beispiel folgen müssen, daß sie ihre Profite mit denen zu teilen haben, die ihnen diese Profite möglich gemacht haben.“

„Was den Tageslohn von 5 Dollar anbetrifft, so stellt er das Minimum dessen dar, was wir an alle Arbeiter zahlen, die Familienväter sind. Außerdem erhalten diesen Lohn alle jugendlichen Arbeiter, die ihre Familien unterstützen.“

Diese Ansichten und ihre Verwirklichung haben natürlich nichts mit dem Sozialismus zu tun, und Ford erklärte selbst, daß er mit dem Sozialismus nichts gemein habe. Er dachte und handelte nur allgemein menschlich, vernünftig und gerecht. Aber dies erregte die Wut und den Zorn der gesamten kapitalistischen Presse. Man verspottete ihn als „Utopisten“, als einen Sentimentalisten; ja das New Yorker „Wall Street Journal“, das Organ der amerikanischen Börsenmenschen, beschuldigte damals allen Ernstes Ford,

daß er die ökonomischen Gesetze durch seine Maßnahmen in Verwirrung brächte.

Die Vergrößerung Deutschlands.

Ein Gebiet von der Größe des Königreichs Württemberg und des Großherzogtums Hessen zusammen kann Deutschland im Kriege gewinnen: durch Urbarmachung der Moorländerereien und des übrigen Unlandes! Von Seelhorst schätzt die noch urbar zu machenden Moorländerereien Deutschlands auf 2 Millionen Hektar, wozu noch die landigen Heideflächen Norddeutschlands und das Unland in den Gebirgen kommen, so daß ungefähr ein Gebiet in der Größe von 3 Millionen Hektar in Deutschland als Moor-, Oed- und Unland da liegt. Das sind 30 000 Quadratkilometer. Württemberg ist 19 500, Hessen 7682 Quadratkilometer groß.

An dieser Aufgabe ist bekanntlich ja auch während des Krieges in verhärtetem Maße gearbeitet worden. Wie Dr. Bruno Jaroslaw in einem eben erschienenen Buche über die Erschließung des deutschen Heibelandes (Verlag Paul Parey, Berlin) mitteilt, wurden schon im verfloffenen Frühjahr rund 65 000 Kriegsgesangene mit der Urbarmachung von Moor- und Oedland beschäftigt. Bereits 75 000 Hektar kultiviertes Neuland konnte im letzten Frühjahr bestellt werden. Und im verfloffenen Herbst dürfte das während des Krieges gewonnene Neuland sicher 200 000 Hektar betragen haben.

Professor Dr. Wohlmann in Halle stellte eine Berechnung auf, nach der allein in den vier Wintermonaten Dezember, Januar, Februar und März 100 000 Kriegsgefangene 25 000 Hektar Land urbar machen können. Da in der übrigen Zeit aber weit mehr gefesselt werden kann und mindestens 300 000 Gefangene zu dieser Arbeit verwendet werden können, so ist es möglich, in einem Jahre durch die Kriegsgefangenen 300 000 Hektar kulturfähig zu machen. Mit den bereits gewonnenen 300 000 Hektar könnten im nächsten Herbst etwa 500 000 Hektar Neuland gewonnen sein — 5000 Quadratkilometer!

Damit wäre freilich auch nur erst der vierte Teil des Moorlandes oder der sechste Teil des gesamten urbar zu machenden Gebietes für die land- und forstwirtschaftliche Bebauung gewonnen. Aber im ganzen letzten Jahrhundert ist nicht soviel Heide- und Moorland urbar gemacht worden.

Der Krieg kann aber auch noch sehr lange dauern. Und nach Beendigung des Krieges wird es wahrscheinlich nicht an Arbeitsleuten fehlen, die zur Fortsetzung dieser Kulturarbeit bereit wären, besonders wenn ihnen die Möglichkeit geboten würde, das gewonnene Ackerland selbst zu besitzen und zu bebauen. So könnte die im Kriege begonnene Arbeit fortgesetzt werden, bis alle kulturbaren Moorflächen bebauungsfähig gemacht sind.

Die Sachverständigen schätzen den bei der bisherigen Kultivierung entstandenen Reichtum auf 700 M. pro Hektar, so daß durch die Urbarmachung von 2 1/2 Millionen Hektar Oedland der Ertragswert des Bodens um 1 750 000 M. erhöht würde. Das gewonnene Neuland kann jährlich ein Mehr von 8 Millionen Doppelzentner an Fleisch und vielen anderen landwirtschaftlichen Produkten liefern, und es würde die Möglichkeit bieten, eine halbe Million landwirtschaftlicher Familien anzusiedeln.

Ein großes Hindernis für die Kultivierung des Oedlandes bildet der Widerstand der Grundbesitzer. Aber dieser kann durch ein Gesetz gebrochen werden, und diese „Annoexion“ jetzt im Kriege vorzunehmen, wäre eine dringende Aufgabe des Senates. Sehr treffend sagt der Staatsrechtler Jhering: „Die Expropriation enthält die Lösung der Aufgabe, die Interessen der Gesellschaft mit denen des Eigentums zu vereinigen; sie macht dieses erst zu einem praktisch lebensfähigen Institut; ohne sie würde sich das Eigentum zu einem Fluß der Gesellschaft gestalten können.“ Nach der Bundesratsverordnung vom 31. März 1915 können die Kupungsberechtigten von Landwirten und landwirtschaftlichen Grundbesitzern gezwungen werden, ihre gesamte Ackerfläche zu bestellen. Durch eine Ausdehnung dieser Verordnung könnte die Kulturfähigmachung des gesamten fast unbenutzt daliegenden Oedlandes erzielt werden. Und neben seinen Fortschritten würde der Krieg ein Kulturwerk hinterlassen, das Jahrhunderte nicht zustande bringen könnten!

Notizen.

— Musiktonik. Im Dom findet ein Weihnachtskonzert unter Leitung von Prof. Jürgens am 21. Dezember, abends 8 Uhr, statt. — Am 22. Dezember wird das 48. Kriegshilfskonzert in der St. Georgenkirche (Alexanderplatz) veranstaltet, wobei der Anabener Chor zu St. Georgen mitwirkt.

Kaum waren ihr diese entsetzlichen Worte entfahren, wurde sie dunkelrot. Aber Lars Larsen hatte sie gehört und wieder holte höhnisch:

„Neben! Was willst du sagen? Man liebt einen ehrbaren Mann, der einen ernähren kann; aber so einen erbärmlichen Stümper —“

„Ich heirate nicht des Geldes wegen wie du,“ rief sie trotzig.

Das traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Die Geschichte seiner eigenen Ehe stand vor ihm, und er mußte sich gestehen, daß sie nicht lustig gewesen war, wollte das aber natürlich um keinen Preis zugeben. Darum verschlang er sich hinter einer heuchlerischen Ehrerbietung vor der Toten.

„Vergiß nicht, daß wir heute die Mutter in die Erde gelegt haben“, mahnte er. „Wie kannst du es wagen, sie zu verurteilen?“

„Ihr gilt meine Beurteilung nicht“, erwiderte Larsen unbefangen. „Ich sage nur, daß du des Geldes wegen geheiratet hast. Sind das nicht deine eigenen Worte — kannst du behaupten, du seist durch das Geld glücklich geworden?“

„Wir wollen lieber nicht von mir sprechen —“

„Doch, doch, gerade! Du darfst nicht verlangen, daß ich daselbe traurige Leben führen soll — ich will nicht, nein, ich will nicht!“

Dies sagte sie so heftig, daß Lars Larsen fast erschraf. Es lag etwas von dem Wesen der Mutter darin, und den Respekt davor wurde Larsen nicht so schnell los.

„Wir müssen Vernunft annehmen, kleine Larsen,“ entgegnete er sanftmütig, „ohne Vernunft geht es überhaupt nicht im Leben.“

„Das war ein wahres Wort, Lars Larsen!“

Verwundert wendete sich dieser um und stand Christensen gegenüber, der unbemerkt eingetreten war.

„Was — was wollen Sie?“ fragte er.

„Mit Ihnen sprechen, Lars Larsen, gab Christensen feierlich zur Antwort. „Am liebsten unter vier Augen.“

Larsen ging eilig hinaus und blinzelte Christensen noch ermunternd zu, als sie hinter dem Rücken ihres Vaters vorbeikam. Aber der Philosph blieb unbeweglich wie immer. Er ließ sich nicht herab, zurückzublickeln, denn er nahm seine Mission ernst.

„Lars Larsen,“ begann er, „ich komme, um mit Ihnen über eine wichtige Sache zu sprechen.“

(Fortf. folgt.)

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen. Von Harald Landrup.

„Er dreht und wendet jeden Groschen — es ist nicht zum Aushalten. Vielleicht versuchen Sie es, ihn ein wenig zur Vernunft zu bringen, ja?“

„Das wird schwer halten, kleine Jungfer! Wenn ich ihn mit der Gölle einschlichtern oder mit dem Himmelreich loden könnte, ginge es vielleicht. Aber nur auf dem Wege der Vernunft läßt sich nicht viel ausrichten, denn nach ihr greifen die Menschen zuletzt.“

Sie sollten es dennoch versuchen, Christensen. Es wäre ein Segen für uns alle, wenn Sie ihm die Augen öffnen könnten. Denken Sie doch, wir haben achtzigtausend Kronen auf der Sparkasse, und dabei leben wir wie arme Leute. Achtzigtausend! Das ist viel Geld, das weiß ich.“

„Wie man's nimmt,“ sagte Christensen ruhig. „Man kann mit achtzigtausend Kronen viel Böses und vielleicht auch ein bißchen Gutes tun. Ich werde mir überlegen, was Sie gesagt haben; vielleicht ist es doch möglich, auf Lars Larsen einzuwirken.“

„Der Vater ist von Natur aus herzengut,“ erklärte Larsen, „er läßt sich nur von etwas Bösem beeinflussen. Die Nacht des Geldes ist wohl stärker als er.“

„Sie ist stärker als wir alle,“ erwiderte Christensen. „Es gibt etwas, das man die soziale Frage nennt, etwas schrecklich Verwickeltes, das von dem unglückseligen Mißverständnis herührt, daß das Geld, das der Diener der Menschen sein sollte, ihr Herr geworden ist. — Im allgemeinen beschäftige ich mich nicht mit diesen nebenwärtlichen Dingen, denn ich habe ausgerechnet, daß sich dieser Fehler im Laufe von ein- bis zweitausend Jahren von selbst ausgleichen wird, und ich habe ja Zeit, zu warten. Aber das haben Sie vermutlich nicht, und so ist es in diesem einzelnen Fall wohl am besten, die Sache rasch in die Hand zu nehmen. Ich werde mit Ihrem Vater sprechen!“

„Heute noch?“

„Auch heute, wenn Sie es wünschen. Doch jetzt lassen Sie mich gehen. Ich muß Zeit haben, um mich auf das vorzubereiten, was ich sagen will. Das ist der einzige Vorteil, den ich vor den meisten voraus habe, daß ich denken kann, ehe ich handle. Darum veräume ich selten, es zu tun.“

Darauf nickte er Larsen tröstend zu und entfernte sich langsam und würdevoll wie ein Universitätsprofessor.

Lars Larsen hatte sein Heim verlassen wie ein Sturmwind und kam als Orlan wieder.

Er trabte die Treppe hinauf wie ein rasender Elefant, riß die Tür auf, so daß der Luftzug die Küchengardinen hoch aufblähte, warf seinen alten Hut auf den Boden und rannte über die morschen, knarrenden Bretter des Zimmers hin und her.

Verwundert schaute ihn Larsen an; so erregt hatte sie ihren Vater noch nie gesehen. Es konnte von allem möglichen herühren; sie wagte nicht, ihn zu fragen, was geschehen sei.

Endlich kam die Erklärung — stückweise — in zornigen Ausbrüchen.

„Er steckte sich mitten ins Zimmer, stemmte die Hände in die Seiten, schaute Larsen fest an und sagte heftig: „Pfiu Teufel!“

Dann lief er wieder ein paar mal auf und ab, putzte sich die Nase, trocknete seine Stirn und grinst vor Wut.

„Ein Schneider — ein Spitzhube!“ rief er sichernd.

„Wieder machte er ein paar Schritte, blieb dann jäh stehen und sagte:

— „und nun gar der Gedanke, daß das meine Tochter ist — pfiu Teufel!“

Nach dieser Einleitung wurde er ruhiger und erzählte einigermassen zusammenhängend, daß er mit Blomberg gesprochen habe und daß dieser ihm gesagt habe, daß Andersjen gesagt habe, daß sie gesagt habe —

Endlich kam es heraus, daß der Schneider ihm Larsens Verlobung mit Andersjen verraten hatte — das war die Hauptsache.

„Mit einem Schneider!“ fügte er höhnisch hinzu. „Mit so einem armen Schlucker, der nicht einmal das Salz auf's Brot verdient. Doch, er wollte ja noch gar nichts sagen, wenn der Bursche wenigstens ein ehrlicher Kerl wäre — aber ein Dieb, ein Spitzhube, der uns unsere paar Spargroschen stiehlt!“

Verzweifelt hob er die Arme zu der schmutzigen Decke empor.

„Er hat nicht gestohlen,“ sagte Larsen. „Ich glaube es nicht, und wenn es die ganze Welt behauptet.“

„Du bist eine laudere Person, du. Birfst Dich dem ersten besten an den Hals —“

„Das darfst du nicht sagen, Vater — Andersjen und ich haben einander gern. Wir lieben uns!“

